

Wie erkläre ich es? : [2. Teil]

Autor(en): **Brauchlin, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **13 (1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Seestraße 293, Zürich 2-Wollishoien
Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Auf Offenbarungen wird, in der Philosophie, nichts gegeben; da-
her ein Philosoph, vor allen Dingen, ein Ungläubiger sein muss.
Schopenhauer: «Der Wille in der Natur.»

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inserate 1-3 mal: $\frac{1}{32}$ 4.50, $\frac{1}{16}$ 8.—,
 $\frac{1}{8}$ 14.—, $\frac{1}{4}$ 26.—. Darüber und
grössere Aufträge weit. Rabatt

Wie erkläre ich es?

(Ein Feriengespräch.)

Von E. Brauchlin.

(Fortsetzung.)

Ein Weile gingen wir schweigend nebeneinander her; das lehrhafte Wort meines Begleiters schien den Gedankengang abgeschlossen zu haben.

Dann aber nahm die Frau das Gespräch wieder auf, jedenfalls aus dem Bedürfnis, von der ihr liebgewordenen Vorstellung, der biblische Schöpfungsbericht sei die kurze, göttlich offenbarte Fassung der Entwicklungsgeschichte, zu retten, was etwa noch zu retten wäre. Der Gedanke war ihr heute vielleicht zum erstenmal gekommen; aber sie mochte ihn gross und schön, Geist und Gemüt gleichermaßen befriedigend finden, auch ein wenig eitel auf die Entdeckung sein — denn ein eigener Gedanke kommt einem nicht alle Tage. Kurz, sie suchte ihn zu retten, indem sie darauf hinwies, dass die Entwicklung der Lebensformen nach wissenschaftlicher Feststellung sich in der Reihenfolge vollzogen habe, wie sie wenigstens in grossen Zügen im biblischen Schöpfungsbericht angedeutet sei: die Pflanzen vor den Tieren, die Wassertiere vor den Landtieren; als höchstentwickeltes Lebewesen trete der Mensch ganz zuletzt auf den Plan.

Das heisse man wirklich in grossen Zügen zeichnen, entgegnete ich, der liebe Gott habe mit dieser Offenbarung dem Irrtum einen allzu grossen Spielraum gelassen.

«Na ja,» erwiderte die Frau mit einem Anflug von Gereiztheit, «eine Offenbarung will doch kein naturwissenschaftliches Lehrbuch sein!»

Der Einfall belustigte mich; ich lächelte dazu, lobte die Schlagfertigkeit meiner Gegnerin, und damit war das herzliche Einvernehmen zwischen uns wieder hergestellt.

Mit der von ihr — der Frau — angenommenen Uebereinstimmung zwischen der biblischen und der wissenschaftlichen Meinung über die Entwicklung der Lebensformen sei es doch nicht so sehr gut bestellt, sagte ich. Es bestehe schon eine starke Abweichung darin, dass der biblische Bericht zuerst das Pflanzenreich und erst zwei Tage, also einige hunderttausend oder Millionen Jahre später die Tierwelt entstehen lasse und von dieser gleich die Fische und Vögel; denn die wissenschaftliche Ansicht gehe dahin, dass die Pflanzen- und die Tierwelt aus derselben allereinfachsten Urform des Lebens, die weder Pflanze noch Tier, sondern beides in einem, gewesen sei, herstamme, und dass sich die Scheidung dieser Urformen — Protisten — in solche mit Pflanzenmerkmalen, die Protophyten, und in solche mit Tiermerkmalen, die Protozoen, erst im Laufe ungeheurer langer Zeiträume vollzogen habe. Die Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt stelle also nicht ein Nacheinander, sondern ein Miteinander dar. Dass der Schöpfungsbericht bloss Gras und Kraut, Fische und «gefedertes Geflügel» nenne, sei etwas ärmlich, denn die Bildung dieser hochentwickelten Lebensformen müsse in den Spätabend der betreffenden Schöp-

fungstage verlegt werden; da frage man sich unwillkürlich, was der liebe Gott während des ganzen Tages getan habe.

Diese Nebenbemerkung war eine kleine Bosheit. Sie wurde mir aber nicht übelgenommen. Dem Manne spielte ein feines Lächeln um den Mund; seine muntere Gemahlin warf mir schalkhaft einen strafenden Blick zu und sagte: «Aber Sie!»

Ich tat, als ob ich darauf gar nicht geachtet hätte und fuhr ernsthaft weiter: Dieser Teil der Schöpfungsgeschichte enthalte noch einen kleinen Lapsus, indem der Walfisch zu dem «allerlei Tier, das vom Wasser erregt ward», gezählt und als am gleichen Tag wie die Fische erschaffen aufgeführt werde. Der Walfisch habe aber seinen Namen bloss von der Form und sei ursprünglich kein Wassertier, sondern die Zahnwale stammen von einer Urraubtiertiergattung, die Bartenwale von Urhuftieren, also einstigen Landbewohnern, ab.

«Uebrigens kann ich Ihnen den Vorwurf nicht ersparen,» fügte ich bei, «dass Sie päpstlicher sind als der Papst.»

«W—i—e: I—ch?» tönte es mir aus höchstem Erstaunen entgegen.

«Ja, Sie,» antwortete ich; «Sie wollen die biblische Schöpfungsgeschichte mit der heutigen Wissenschaft in Einklang bringen. Die päpstliche Bibelkommission dagegen hat im Jahre 1909 erklärt, dass der Schöpfungsbericht *keine wissenschaftliche* Welterklärung geben wolle, sondern sich im Rahmen der naturwissenschaftlichen Anschauungen *der Zeit seiner Entstehung* halte — also einer Zeit, wo man von wissenschaftlicher Betrachtung und Forschung doch wohl kaum sprechen konnte.»

Ich sei gegen die biblische Schöpfungsgeschichte sozusagen bis an die Zähne bewaffnet, sagte die Frau. Es sei nur gut, das auch jene den Menschen zuletzt erstehen lasse, wie die Wissenschaft. Dass hierin Uebereinstimmung herrsche, werde auch ich gelten lassen müssen.

Gerade die Erschaffung des Menschen sei das schlimmste Kapitel in der ganzen Schöpfungsgeschichte, erwiderte ich.

Da blieb die Frau auf dem Flecke stehen, sah mich erst sprachlos an und fand dann etwelche Entspannung in der geistreichen Redensart der ungläubigen Verwunderung: «Da hört aber doch alles auf!»

Auch der Mann stand mit hochgezogenen Brauen da und sah mich an mit einem Ausdruck in den Augen, der zu sagen schien: «Mann, Mann, jetzt haben Sie sich vergaloppiert!»

«Sie kennen doch die beiden Auffassungen über die Entstehung des Menschen?» fragte ich.

«Sie meinen die biblische und die von Darwin?» liess sich jetzt der Mann vernehmen.

«Nein, nein, die beiden biblischen,» entgegnete ich.

Abermals ungläubiges Michanstarren.

Ich liess mich aber nicht aus der Ruhe bringen und sagte: «Das Bedenkliche an dieser Geschichte ist nicht etwa die Nichtübereinstimmung der biblischen Darstellung mit der Wissenschaft, sondern es liegt in ihrem Widerspruch mit sich selber. Oder sagen wir: in der Doppelzüngigkeit der Offenbarung.»

Die beiden waren wieder daran, wegen eines gelinden Nervenschocks kein Glied rühren zu können. Aber da ich unbekümmert weiterstrebe, rührten auch sie ihre einen Augenblick gebannten Glieder. Und ich belegte nun meine Behauptung gleich, indem ich die beiden biblischen Mensch-Schöpfungs-Legenden wörtlich hersagte. Ich deklamierte: Im ersten Kapitel der Genesis heisst es «er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein», also beide Geschlechter im gleichen Schöpfungsakte. Im 7. Vers des zweiten Kapitels ist genau der Hergang des Schöpfungsaktes und der von Gott verwendete Stoff angegeben: «Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloss und er blies ihm ein den lebendigen Atem in seine Nase.» Im 18. Vers desselben zweiten Kapitels aber heisst es: «Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.» Also stimmt es schon nicht, dass er ein Männlein und ein Fräulein miteinander gemacht hat. Aber auch mit dem Erdenkloss ist nun plötzlich nichts, wenigstens mit Bezug auf Eva. Denn in Vers 21 und 22 des zweiten Kapitels wird geoffenbart: Da liess Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und er nahm seiner Rippen eine, und schloss die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm.»

«Tatsächlich,» sagte der Mann, dem wirklich eine Erinnerung an Gehörtes oder Gelesenes aufgestiegen sein mochte. Die Frau sah sinnend vor sich hin und schwieg. In ihren Zügen lag eine gewisse Härte wie bei einem Menschen, der eine Enttäuschung in sich verarbeitet.

Nach einer Weile nahm sie das Gespräch wieder auf, indem sie sagte: «Ja, wenn die Kirche selber nicht an der biblischen Darstellung festhält, wenigstens durchblicken lässt, man brauche an die biblische Darstellung der Schöpfung nicht zu glauben, so hat es gar keinen Wert, dass wir uns über die Erschaffung der Menschen streiten; dann hat man daran auch nicht zu glauben!»

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich entgegnete: «Jetzt sind Sie wieder weniger päpstlich als der Papst.»

«Na, aber zum Kuckuck!!»

«Ja, denn dieselbe päpstliche Bibelkommission hat in demselben Jahre 1909 erklärt, zu jenen Stellen der Heiligen Schrift, die *geschichtlich* aufzufassen seien, gehöre auch der Bericht über die Erschaffung der Eva. Von der Sündenfallgeschichte heisst es ausdrücklich, dass sie nicht etwa bloss symbolisch gedeutet werden dürfe, sie sei streng geschichtlich aufzufassen.

«Wer sagt denn das?» entfuhr es der Frau, die in heftige Erregung geraten war, in scharfem Tone.

«Das sagt zum Beispiel der Seminarlehrer Lorenz Rogger in

seinem Lehrbuch der katholischen Religion für Gymnasien und Realschulen, Lehrer- und Lehrerinnenseminare. Das ist die Kost, die unsere schweizerischen katholischen Jugend-erzieher und die die Mittelschule durchlaufende katholische Schweizerjugend überhaupt als geistiges und religiöses Gut auf den Weg mitbekommen.»

Die Frau nahm meine Mitteilung mit einem tiefen Seufzer entgegen.

Der Mann aber wandte sich nach wenigen Augenblicken an mich und sagte: «Wissen Sie, was mich jetzt höchst eigentümlich berührt, ja geradezu ängstigt?»

Und ohne eine Antwort von mir abzuwarten, fuhr er fort: «Dass ich die biblischen Widersprüche sozusagen von Kindesbeinen an in mir herumtragen konnte, ohne dass der Verstand auch nur ein einziges Mal stutzig geworden wäre. Und was das Schlimmere ist: dass seit Jahrhunderten Millionen von Menschen dieselben Ungereimtheiten mit derselben Widerspruchslosigkeit sich anlernen. Wie erklären Sie das: Ist der Mensch denn so grenzenlos dumm?»

Darauf antwortete ich: «Dumm ist der Mensch keineswegs. Ein Blick auf die Mittel, die er sich zur Ausgestaltung des Lebens geschaffen hat, zeigt, dass er es nicht ist. Aber geistig träge ist er. Zwar auch das nicht, soweit es sich um eben diese materielle Ausgestaltung des Lebens handelt; hierin ist er sogar äusserst regsam und erfinderisch. Die grosse Masse kommt hierbei nicht in Betracht, weil ihre Lebensumstände derart schlecht sind, dass sie all ihre Kraft für die Beschaffung der allernötigsten Mittel zum Leben aufwenden muss und zum Denken tatsächlich keine Zeit hat. Die etwas kleinere andere Masse hätte wohl Zeit zum Denken; aber sie tut's nicht, soweit es sich, wie gesagt, nicht um die Erhöhung des Wohlbefindens, der Behaglichkeit, Bequemlichkeit, des Genusses, nicht um die Befriedigung des Lustgefühls überhaupt handelt. Der Mensch dieser Masse hält das Denken sogar wissentlich von sich fern, weil er in ihm den Störenfried wittert, der seine Lebensart nicht gutheissen würde. Hören Sie sich die Unterhaltung in Gesellschaften an. Wie wenig Geist! Ernst ist geradezu verpönt; der Witzmacher beherrscht das Feld.

«Mein lieber Herr,» erwiderte mein Begleiter, «Ihre Darlegung hat vieles für sich; allein ich muss zu meiner Selbstverteidigung sagen, dass ich mich weder zu der einen noch zu der andern Masse zähle, ja dass ich sogar glaube, ein denkender Mensch zu sein. Und trotzdem habe ich die offenbaren Widersprüche in den Schöpfungslegenden ohne jegliche geistige Beunruhigung einfach hingenommen. Ich kann nicht sagen, dass ich an die eine oder die andere Darstellungsart ernstlich geglaubt hätte; aber ebensowenig dürfte ich behaupten, ich hätte sie nicht geglaubt. Ist das nicht sonderbar? Bloss das weiss

Feuilleton.

Intermezzo.

Also dacht' ich mir im Stillen:
Wenn Gott wirklich existiert
Liegt es bloss in seinem Willen,
Dass er sich nicht länger ziert
Einmal auf die Welt zu kommen,
Mittelst seiner Allgewalt,
Zum Besuche seiner Frommen,
In persönlicher Gestalt.

Und so malt' ich in Gedanken
Diese Möglichkeit mir vor:
Als die Abendnebel sanken,
Schritt ein Wandrer durch das Tor.
Stand da just ein Ehepärchen:
«Ei der Tausendsapperlott!
Seht doch mal das stolze Herrchen!»
Sprach der Fremde: «Ich bin Gott.»
Lachten da die beiden Dummen,
Doch Gott sprach: «Es bleibt dabei,
Und der Mann fing an zu brummen
Und die Frau rief: «Polizei!»

Da schritt Gott gelassen weiter
Und versuchte dort und da
Sich als höchsten Weltenleiter
Vorzustellen. Was geschah?
Priester nahmen ihn von hinnen
Und gerieten sehr in Schwung:
«Mensch, sind Sie denn ganz von Sinnen?
Das ist Gotteslästerung!»
Doch Gott sprach nur saftig und leise:
«Ich bin aber wirklich Gott.»
«Haben Sie dafür Beweise?»
Rief der Klerus voller Spott.

«Ich? Beweise? Niederträchtig!
Macht Ihr denn nicht bloss nur Spass?
Ich bin sicherlich allmächtig
Ohne einen Reisepass!
Ueberdies sind wir verbündet;
Wisset nur — Ihr seid ertappt —
Dass ihr mich auch bloss verkündet,
Doch noch nie bewiesen habt!»

«Diese Frechheit! Welch ein Dichter!»
Riefen sie, und wurden wild,
Und sie gingen vor den Richter:
«Schützt unsern Firmenschild!»
Der hat dann in aller Musse

ich bestimmt, dass mir die Widersprüche völlig entgangen sind.»

«Genau so ist's bei mir,» liess sich hier die Gattin meines Wandergefährten vernehmen, «und auch ich halte mich für einen denkenden Menschen, obwohl ich eine Frau bin.»

Darauf antwortete ich zunächst, dass ich nicht dem Aberglauben zuneige, die Frau habe von Natur aus geringere geistige Fähigkeiten als der Mann. Wenn eine oberflächliche Betrachtung diesen Schein erwecke, so sei dabei die gesellschaftliche Stellung, in die die Frau durch die Männerherrschaft gedrängt worden sei, die dieser Stellung entsprechende Erziehung zweiten Ranges und anderes mehr nicht bedacht worden, zum Beispiel auch das nicht, dass die landläufige Gering-schätzung der Frau religiös begründet und eben deshalb, wie der religiöse Glaube, eine landläufige Erscheinung sei.

(Fortsetzung folgt.)

Es geschah in Rom.

Nach der Meldung der Zeitungen soll der Papst in seinem neuen Staat eine, wenn auch kleine Armee beschaffen und sie mit einem Generalstab und mit Maschinengewehren modernsten Kalibers versehen haben, die dem italienischen Kriegsminister abgekauft wurden. Die päpstlichen Soldaten — wird weiter gemeldet — üben schon fleissig das Handhaben der neuen Waffen in der vatikanischen Kasernenhöfen. Unbehindert davon wird wahrscheinlich in der nächsten Nähe Gott gepriesen und christliche Liebe gepredigt. Das Gebot der Nächstenliebe, das die Kirche als ihr alleiniges Monopol betrachtet und dasjenige des Nichttötensollens scheinen sich auch in Rom, bezw. im Vatikan mit Soldaten, Generalstab und Maschinengewehren wohl zu vertragen. Wer denkt, sollte es nicht glauben. Der Vertreter und Verkünder von Gottesfrieden auf Erden, der Seelenhirt der katholischen Christenheit scheut sich nicht, der äussersten Kulturschmach, wie es Krieg und Mord (was ist Krieg anderes als Mord?) sind, die Pforten seines «heiligen» Staates aufzutun! Das muss doch den Gläubigen zu denken geben — all denjenigen zumal, die im frisch-fröhlichen Krieg selber einmal gestanden oder ihre Kinder verloren haben. Es ist zwar nicht zu fürchten, dass die päpstliche Armee Krieg führen würde — ein Dutzend Fascisten würde im Handumdrehen mit ihr fertig werden. Aber ein Maschinengewehr ist doch kein Psalter und auch kein Ding, dazu bestimmt, den Mitmenschen zu streicheln, ihm liebzutun, ihm damit die Nächstenliebe beizubringen. Sich im Handhaben dieser (wie überhaupt jeder anderen) Waffe üben heisst: sich in der Jagd auf Menschenleben üben, heisst: Fertigkeit erlangen wollen im Morden des Nächsten, mag man diesem Mord auch den er-

neuchelt schönsten Namen geben. Ja, man nennt dieses Morden bisweilen auch Heldentum. Und der gläubige Christ muss wohl darüber in Zweifel geraten, was er heiliger zu halten habe: das fünfte Gebot oder jenes anrühige Heldentum? Oder lassen sich beide vereinen, versöhnt nebeneinander stellen? Wird er die Lüge nicht merken? Sind Nächstenliebe und Nächstenmord dasselbe? Bald sollte man es glauben. Denken wir nur eine Weile an den Krieg zurück. Die sog. christlichen Staaten haben zwar der Kirche diese Konzession gewährt, dass sie vom Priester Kriegsdienst mit der Waffe nicht forderten, aber dieselben Priester waren dazu da, Waffen und Fahnen zu weihen. Was soll man da eigentlich über einen Apostel der Nächstenliebe denken, welcher dem zum Abschlichten des Nächsten bestimmten Messer, Dolch oder Gewehr seinen Segen mit auf den Weg dieses gottgefälligen Tuns («Gott will es!» zeterte schon Peter von Amiens!) mitgibt? Gab es je und gibt es einen grelleren, allem Menschlichen und Göttlichen ins Gesicht giftiger spukenden Hohn als diesen? Nimmt doch die Kirche die Bevormundung der Armen und Kleinen vor allem für sich in Anspruch. Werden in ihrem Interesse und zu ihrem Wohl die Waffen geweiht? Wer durchschaut nicht das Spiel?

Die vatikanische Armee hat Maschinengewehre bekommen. Während die Staatsmänner (nicht von Gott beauftragt) den Weg zum Frieden zu suchen scheinen, wenn nicht alle im Ernst, so doch zur Schau Friedenspalmen in den Händen tragen, versorgt der Vertreter Gottes auf Erden seine Armee mit Maschinengewehren. — Einem harmlosen Spielzeug! Hier wird es wohl mehr — vorläufig — zu Repräsentationszwecken, Salutschüssen und dergleichen verwendet werden. Ein vielsagendes Symbol! Ein liebevolles und Frieden förderndes. Möglicherweise wird das sogar die Christenheit sich als besonderen Stolz anrechnen, im Vatikan modern ausgerüstete Gottesstreiter zu sehen. Welchen Gott wird dann — nehmen wir den Fall an — der «Feind» anrufen? Ein Gott wird doch vor allem im Vatikan zu erwarten sein. Woher wird der Feind einen zweiten Gott nehmen? Denn es muss auch einen Gott für den Krieg haben. Ohne Gott im Munde wird kein Krieg geführt. Und nach dem Sieg kommt das jubelnde Tedeum; Gott bekommt vom Krieg seine Dividende: er erhält eine Kirche als Dank für die Mithilfe am Sieg. Was aber anderes ist Sieg, als ein Hinmorden von Hunderttausenden und ein Vernichten von Millionen? Dafür wird Gott gedankt, jenem Gott, der sich Moses, Christus und wem weiss ich «geoffenbart» hat.

Was taten oder was tun die Kirchen, die Menschheit zu be-
friedigen, zu versöhnen? Sie haben dafür keine Zeit. Sie haben Wichtigeres zu tun; die Ehe zu schützen, Christus und Maria zu König und Königin zu krönen (Maria ist vor nicht langem

Hingeschaut, wer also murrte,
Und zu zwanzig Franken Busse
Seinen lieben Gott verknurrte.

Also dachte ich im Stillen,
Und ich gab Gott wirklich recht,
Daher wohl mein Widerwillen
Gegen alles Pfarrgeschlecht.
Selbstbewusst in ihrem Tempel
Scheinen sie nur Gott zu seh'n,
Doch die Probe auf's Exempel
Kann kein einziger bestehn.

Und das Volk braucht süsse Pillen;
Also dachte ich im Stillen!

J. Stebler.

Literatur.

«Die Frau in der Kirche von heute.» Von Cläre Meyer-Lugau. 47 Seiten. Verlag: «Der Freidenker», Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin. 50 Rp.

Bitte, legen Sie im Titel den Ton auf «heute». Die Verfasserin will uns nicht erzählen, wie es einst im schwarzen Mittelalter mit der Stellung der Frau in der Kirche, mit dem staatlichen und kirchlichen Ehrerecht stand. Sie spricht von der Gegenwart, und der Leser

erfährt: es ist noch sehr schwarz. O, es ist so, dass man auch bei der Betrachtung dieses christlichen Kulturgebietes zu dem Schluss kommt: Mit dem Längstvorbeisein des Mittelalters (die Reformation soll diesem das Ende bereitet haben!) ist es nichts. Wir stecken noch drin, tief drin, es ist, wenigstens so weit die Kirche noch die Macht hat, noch nicht einmal Dämmerung geworden.

Die Frau ist heute von der Kirche aus noch ein Geschöpf zweiten Grades, die Mutterschaft ist etwas Unreines, geboren muss unter allen Umständen werden, auch wenn es der Mutter das Leben kostet, oder wenn das Kind in die traurigsten sozialen Verhältnisse hinein geboren würde. Empörend ist die Stellung der jesuitischen Moraltheologie in sozialer und rechtlicher Beziehung. Manches aus dem Kapitel Frau und Kirche ist manchen bekannt, aber leider den meisten das meiste und schlimmste nicht. Darum sind die Frauen, auch die proletarischen, in ihrer Grosszahl noch Angehörige und Verteidigerinnen der Kirche und helfen die Institutionen stützen und erhalten, die an der Rechtlosigkeit und niedern Einschätzung der Frau in der heutigen Gesellschaft die grösste Schuld trägt. Cläre Meyers Schrift ist ein flammender Protest gegen die durch eine Menge von Tatsachen belegte kirchliche und staatliche Verunglimpfung der Frau, gegen die aller Menschlichkeit hohnsprechenden Paragraphen über Abtreibung und die kirchlichen Satzungen über Verhütung, und ist ein Weckruf an die Frauen, sich einmal die ihnen von der Kirche und dem Helfershelfer Staat zugewiesene Rolle und Rechtsstellung anzusehen. Die Folge einer solchen ernststen Betrachtung durch die Frau müsste die Abkehr von der Kirche zur Folge haben. — Der Schrift ist eine weite Verbreitung zu wünschen, unter Frauen und